

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 24 (2017)
Heft: 273

Artikel: Attitüden der Macht
Autor: Nitsch, Laura / Fritschy, Tyna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Attitüden der Macht. Wut und Klassendifferenz in prekären Zeiten

TEXT: TYNA FRITSCHY & LAURA NITSCH

You have the knowledge, but you don't have the pain.

#Spaltung

Wir nehmen diesen Text zum Anlass, uns an jene Thematisierungen heranzutasten, die uns in unserer Beziehung am meisten Unbehagen bereiten. Wir erfahren eine Spaltung angesichts von Lebenserfahrungen und Verletzungen, die tief in unsere Körper eingeschrieben sind. Auch wenn wir beide prekär sind und uns politisch auf die Seite der Enteigneten stellen, so zeichnet sich doch immer wieder eine Trennlinie zwischen uns, und zwar dadurch, dass wir uns von anderen Klassenverhältnissen geprägt sehen. Es ist eine Differenz, die uns wiederholt zurückwirft auf schmerzliche Konfrontationen, Konflikte und Missverstehen. Auch wenn wir Liebende sind, lässt sich die Spaltung nicht so leicht vernähen oder zum Verschwinden bringen.

Wir behaupten also erst mal eine Spaltung, eine Asymmetrie, in der Art und Weise wie wir von Affekten wie Wut oder Angst besetzt sind. Dies wiederum hat einen direkten Einfluss darauf, mit welcher Selbstverständlichkeit und Agilität wir uns in verschiedenen Räumen – und damit auch in diesem Text – bewegen. Wir glauben also, dass es so etwas wie eine gesellschaftliche Aufteilung von Affektivität gibt. Und dass es die Enteigneten, die Verlierer_innen der kapitalistischen Moderne, sind, die in dieser Aufteilung das Nachsehen haben. Daher wollen wir eine Verbindung aufspannen zwischen materiellen Verhältnissen und der psychoaffektiven Verfasstheit. Und wir wollen über Klassenverhältnisse sprechen, weil es gerade in einer Linken unüblich geworden ist, sich über Klasse zu verständigen. Wenn wir bei der Spaltung und der Differenz verweilen, dann deswegen, weil wir verstanden haben, dass wir erst lernen müssen, diese wahrzunehmen, um uns überhaupt verbinden zu können.

Selbstverständlich ist die Aufteilung von Affektivität nicht einzig von Klassenverhältnissen strukturiert. Wir wissen aus eigener Erfahrung, welche affektiven Hypothesen mit Geschlecht und sexueller Orientierung einhergehen, und wir solidarisieren uns mit den Anliegen von Migrant_innen und People of Color, die eine längere Praxis darin haben, Wut auch zum Ausgangspunkt für eine anti-rassistische Kritik zu nehmen. Die verschiedenen Linien der gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnisse überkreuzen und überlagern sich und erst daraus mag sich ein deutlicheres Bild ergeben, wer Zugang zu Ressourcen hat.

Frantz Fanon war wütend. Audre Lorde war wütend. Iris von Roten war wütend. Valerie Solanas war wütend. Die Reihe könnte noch lange fortgesetzt werden. Viele mehr waren wütend, doch manche – wenn nicht gar die meisten von ihnen – mögen in die Unsichtbarkeit abgerutscht sein oder gesellschaftlich fixiert durch Pathologisierungen wie der Hysterie. Nicht nur waren sie damit auf den ihnen gesellschaftlich vorgesehenen Platz verwiesen, auch – und vielleicht wichtiger

noch – wurde damit die gefährliche und transformativische Kraft der Wut unschädlich gemacht.

Einkaufen in einem Zürcher Supermarkt, in einem der beiden mit der orangefarbenen Leuchtschrift. Konsumgefüllter Raum getüncht in unaufdringliche Hintergrundmusik. Sonderangebote, vollgepackte Einkaufskörbe und der wilde Takt des Barcode-Piepsens. Zwischen den weiten Auslagen mit den Delikatessen und den Regalen mit den Backwaren ist etwas atmosphärisch geworden. Ich fülle unbeirrt unseren Korb. Kaum sind wir draussen, verheddern wir uns in unseren eigenen Worten, unsere Stimmen zittern, wir verlieren die Fassung. Können uns nicht mehr mitteilen. Wieso bist du nur plötzlich so aggressiv? Woher diese Wut?

#Wut #Affekt #Konsum

Was bedeutet es, die Wut zu fixieren, sie zu personalisieren, sie aus einem noch unbestimmt Atmosphärischen herauszulösen? Wie können wir uns der Wut und Aggression anders annähern? Wie können wir in Wut sprechen, ohne vorschnell delegitimiert zu werden – als Sprechende und Handelnde? Wie können wir wütend sein, ohne pathologisch zu sein, sondern, im Gegenteil, äusserst lebendig, quicklebendig, und darum wütend, zum Glück?

Bereits seit Anfang der 1970er-Jahre entwickelte sich in den sozialen Bewegungen neben den Begriffen Sexismus und Rassismus auch der Begriff Klassismus. Dieser ermöglichte es, Klasse als eine Diskriminierungs- und Unterdrückungsform zu thematisieren, die weit über die Marx'sche Definition von Klasse als Stellung im Produktionsprozess hinausgeht. Was damit in den Vordergrund rückte, war ein Verständnis von Klasse als grundlegende Formatierung des menschlichen Verhaltens. Klasse beeinflusst demnach unsere Annahmen über die Welt, unsere Selbstverständnisse, unsere Routinen, unsere Sprache, unsere Vorstellungen des guten Lebens, kurz: wie wir handeln, denken und fühlen. Erstmals verwendet wurde der Begriff Klassismus in den Schriften von The Furies, einer Gruppe von feministischen Lesben, die in den 1970er-Jahren Teil der US-amerikanischen Frauenbewegung war. Die Wahl der Gruppe, sich als *The Furies* (*infuriated* zu deutsch: wütend gemacht werden) zu präsentieren, gibt der Wut einen zentralen Stellenwert im Feld der politischen Diskussion um Klasse.

Im Zentrum der Klassismusanalyse der Furies steht, wie Herrschaftsverhältnisse durch Wiederholung in die Körper, Affekte und Beziehungen eingeschrieben werden. Auch wenn sich die Furies nicht explizit auf Pierre Bourdieu beziehen, so ergibt sich doch eine Resonanz mit dessen Habitus-Konzept. Dieses spezifische Klassenwissen setzten sie in den Kontext der sozialen Bewegungen – um Fragen der Differenz und des Konflikts zu begegnen, da Gewohnheiten, Affekte und Emotionen so stark von Klassen(herkunft) durchzogen sind und diese, wenn sie nicht diskutiert werden, zu Momenten der Spaltung innerhalb von sozialen Bewegun-

gen und (queer)feministischen Organisationen führen können.

«It is that behavior which infuriates those of us who are not middle class and who are not white. Our anger confuses the white middle class lesbian because she can't understand what she is doing – her behavior seems natural to her.» (*Class & Feminism*, S. 16)

Am Beispiel einer harmlosen und durchaus höflichen Formulierung wie «Pass the chicken, will you please? Thank you.» thematisierten Coletta Reid und Dolores Bargowski im Sammelband der *Furies*, wie subtile und oft unbewusste Machttechniken – hier über Sprache vermittelt – innerhalb der (lesbischen) Frauenbewegung wirken. Dabei interessiert sie vor allem die Unhörbarkeit der eigenen Sprechweise als Ausdruck von Klasse – eine respektvolle, höfliche, ja achtsame Sprechweise ist Ausdruck einer Mittelklassenzugehörigkeit. Für die einen ist diese Sprechweise naturalisiert, für die anderen Teil eines notwendigen Passings – das heisst Anpassung, Adaption oder Unterwerfung, um gehört zu werden. Dass wir Anerkennung durch die herrschende, unterdrückende, kolonialisierende Klasse begehren oder gar von ihr abhängig sind, ist ein Teil der komplexen Verstrickungen mit der Macht.

Frantz Fanon, Psychiater und Vordenker der postkolonialen Theorie, beschrieb in *Schwarze Haut, weisse Masken* wie eng das Gefühl der Minderwertigkeit an eine ökonomische Deprivilegierung gebunden ist. Fanon versuchte zu zeigen, wie eine psychologische Symptomatik wie der Minderwertigkeitskomplex durch eine Verinnerlichung der ökonomischen Stellung in der Gesellschaft entsteht. Damit wies er den materiell-ökonomischen Verhältnissen vorrangige Wichtigkeit zu. Von diesen Annahmen war auch Fanons Wirken als Psychiater geleitet; psychische Gesundheit kann demnach nicht durch individuelle Anpassungen, sondern nur durch strukturell-gesellschaftliche Veränderungen erreicht werden.

Wir verdanken Fanon nicht nur diese wichtige Verbindungslinie vom Ökonomischen zum Psycho-Affektiven, sondern auch seine Anerkennungstheorie: Dadurch, dass die Schwarzen abhängig seien durch die Anerkennung Weissers, sie die Anerkennung jedoch nur dann erlangen können, wenn sie sich eine weisse Maske aufsetzen, also die Sprechweisen und Verhaltensweisen der Kolonialherren übernehmen, führt dies zu einem gespaltenen Selbst. Es bleibt die Frage offen, ob das gesplante Selbst oder die Entfremdung ein allgemeineres psycho-affektives Dilemma beschreibt, das sich auch aus dem spezifischen kolonialen Kontext lösen und in anderen von Klassenherrschaft geprägten Räumen verorten lässt.

Wieso bist du so stark in der Vergangenheit verhaftet? Schau doch auch, wie weit du dich bewegt hast und was du heute hast: Du hast eine der besten Hochschulausbildungen, du bist schlau und talentiert. Sei zuversichtlich, du wirst einen Job finden.

#Prekarität #Hoffnung #Ideologie #Aufstieg

Der französische Ökonom Thomas Piketty legte 2014 mit *Das Kapital im 21. Jahrhundert* ein zum Schlüsselwerk avanciertes Buch vor, das die Zuwendung hin zu Fragen von Klasse und Vermögensverhältnissen argumentativ untermauert. Der Titel ist – unschwer zu erkennen –

eine Referenz an Marx, wobei Piketty sich in Folge sehr zurückhaltend mit der Verwendung von linker Rhetorik zeigt. In seinem *Kapital* findet sich eine historische Analyse der kapitalistischen Umverteilungsmechanismen von unten nach oben, die bis zur industriellen Revolution zurückreicht. Während es nach Piketty in den Dekaden nach dem zweiten Weltkrieg, zu Zeiten des rasanten wirtschaftlichen Aufschwungs, noch möglich war, sich Wohlstand zu erarbeiten, so hat sich diese Möglichkeit seit den 1990er-Jahren nahezu verschlossen. Die weitreichende Konsequenz: Die gesellschaftliche Bedeutung verschiebt sich von der Arbeit hin zur Erbschaft. Dies bringt nicht nur die Fundamente der Demokratie ins Wanken, es verschiebt auch jeden Diskurs über die gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit.

Pikettys zentraler Befund ist, dass wir uns im neoliberalen Kapitalismus auf eine Vermögensverteilung zubewegen, die an jene der Belle Époque erinnert: Auf der einen Seite Vermögenskonzentration bei der kapitalstarken Oberschicht, auf der anderen Seite Pauperisierung der Verletzlichen, während die Mittelschicht im Begriff ist, von der Bildfläche zu verschwinden.

Die Zimmer, die wir bewohnen, gleichen einander. Die Matratzen liegen auf den Böden, verwandeln sich in bezaubernde Betten oder sie durchliegen sich. Wir sind tief verflochten mit den Dingen, die uns umgeben, den Geschichten, die daran hängen, den Werten, den monetären und emotionalen. Diese Dinge halten uns zusammen. Doch besitzen wir dasselbe, wenn unsere Zimmer sich gleichen? Und begehren wir dasselbe, wenn unsere Zimmer sich gleichen? Wir haben zu wenig, wir haben zu viel und wollen weniger, haben aber Geld auf dem Konto und Eltern, die immer einspringen, oder aber Eltern, die Kämpfe geführt haben, immer schon.

#Spaltung #Anti-Konsumismus #Prekarität
#Downward-Mobility

Die sich seit mehreren Dekaden vollziehenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse bringen auch spezifische affektive Symptomaten hervor. Die afrikanische Autorin bell hooks analysiert in ihrem Buch *Where We Stand: Class Matters* die komplexen Verstrickungen von Weltwahrnehmung und Klassenstandpunkt. Ihr eigener Klassenstandpunkt ist durch eine Bildungsmigration geprägt, die mit einem Aufstieg in die Mittelklasse einherging. Zentral in ihrem Werk ist die Analyse der gesellschaftlichen Mechanismen, die zur Abwertung von Armut führen. Auf der einen Seite führt dies zu einer tiefgreifenden Scham jener, die in Armut leben. Auf der anderen Seite aber zu einer Abstiegsangst jener, die sich in der Mittelklasse wähnen.

Angesichts der Prekarisierung heisst es für die Mittelklasse: Auf- oder Abstieg? Auch wenn die nüchternen Analysen der politischen Ökonomie für die Mittelklasse nur die Option des Abstiegs bereithält, so wird in der verschwindenden Mittelklasse doch der gewohnheitsmässige Anspruch auf ein gemässigttes Leben spürbar, das verschont bleibt vor allzu starken Entbehrungen. Damit verbunden ist vor allem auch die Anstrengung, es trotz der Widrigkeiten doch zu schaffen. Was als Reaktion auf sich verändernde Lebensumstände nachvollziehbar sein mag, bringt nur das Problem mit sich, dass damit an der Individualisierung des Problems gearbeitet wird und sich die Solidarität gegen

unten verstellt. Was sich in dem Moment ausspielt, sind die feinen Linien der sozialen Differenzierung, sprich Klassenverhältnisse.

Bei Isabell Lorey bildet «das alles durchdringende Gefühl der Unsicherheit» den affektiven Horizont der Prekarität. Die politische Theoretikerin schreibt sich mit ihrem 2012 erschienen Buch *Die Regierung der Prekären* in einen relativ jungen Diskurs um das Thema Prekarität ein. Mit Prekarität ist jenes Ungleichheitsverhältnis gemeint, das zugleich Bedingung und Effekt des gesellschaftlichen Umverteilungsprozesses von unten nach oben ist. Lorey stellt fest, dass die Mechanismen der Verunsicherung, die mit der Prekarität einhergehen, in die Hände der Mächtigen spielen, um noch mehr Sicherheitsdispositive durchzusetzen. Prekarität funktioniert als Regierungstechnik deswegen so gut, weil sie ein Subjekt produziert, das Sicherheit begehrt, statt aufzubegehren und sich aus den Krallen der Macht zu lösen.

Wer kann es sich leisten, prekär zu sein? Oder:
Wer ist abgesichert genug, um vermeintliche
Unsicherheit begehren zu können?

#Rette-sich-wer-kann #Erbschaft #Begehren
#Un/sicherheit

Der Sammelbegriff der Prekarität beheimatet die unterschiedlichsten prekären Lebens- und Arbeitsverhältnisse: Von der Hausfrau, zur unterbezahlten Putzkraft, bis hin zur Wissenschaftlerin in einem temporären Beschäftigungsverhältnis – sie alle finden sich in Situationen von ökonomischer und affektiver Unsicherheit. Das politische Potenzial des Prekariats liegt denn auch darin, der Unterschiede zum Trotz, ein gemeinsames Kampfterrain abzustecken und damit eine kollektive Forderung zu stellen nach einem anderen Leben in der Gegenwart.

Doch auf der anderen Seite drohen die feinen Linien der sozialen (Klassen-)Differenzierung, die das Prekariat durchziehen, aus dem Blickfeld zu geraten. Sie spiegeln sich im gewohnheitsmäßigen Handeln, im Sprechen, darin wie und was wir begehren und welches Leben wir als lebenswert erachten. Was harmlos erscheinen mag und meist unsichtbar bleibt, sind Attitüden der Macht, die uns spalten und segregieren. Sie verweben sich zu affektiven Anerkennungsstrukturen, die manche Menschen mit dem Gefühl ausstatten, in der Welt zu Hause zu sein und andere nicht. Angesichts dessen ist die – unangenehme, schmerzhaft und wütende – Aushandlung jener habituell-ökonomischen Differenzen unabdingbar. Nur in der Verhandlung dieser Differenzen liegt die Möglichkeit, zusammenzukommen und wütend solidarisch zu sein.

Tyna Fritschy, 1983, und Laura Nitsch, 1986, leben als
freischaffende Wissensarbeiter*innen in Zürich und Wien.

Weiterführende Literatur:

an.schläge: *Klassismus*, Oktober 2014, online auf anschlaege.at/feminismus/klassismus-oktober-2014/

Charlotte Bunch, Nancy Myron: *Class and Feminism: A Collection of Essays from THE FURIES*, Baltimore 1974

Frantz Fanon: *Schwarze Haut, weisse Masken*, Wien 2013

bell hooks: *where we stand: class matters*, New York/London 2000

Isabell Lorey: *Die Regierung der Prekären*, Wien/Berlin 2012

Migrazine: *Let's Talk About: Klassismus*, Ausgabe 2014/2, online auf migrazine.at/ausgabe/2014/2

Thomas Piketty: *Das Kapital im 21. Jahrhundert*, München 2014
